

Ben Alderson

The Witch and His Crow

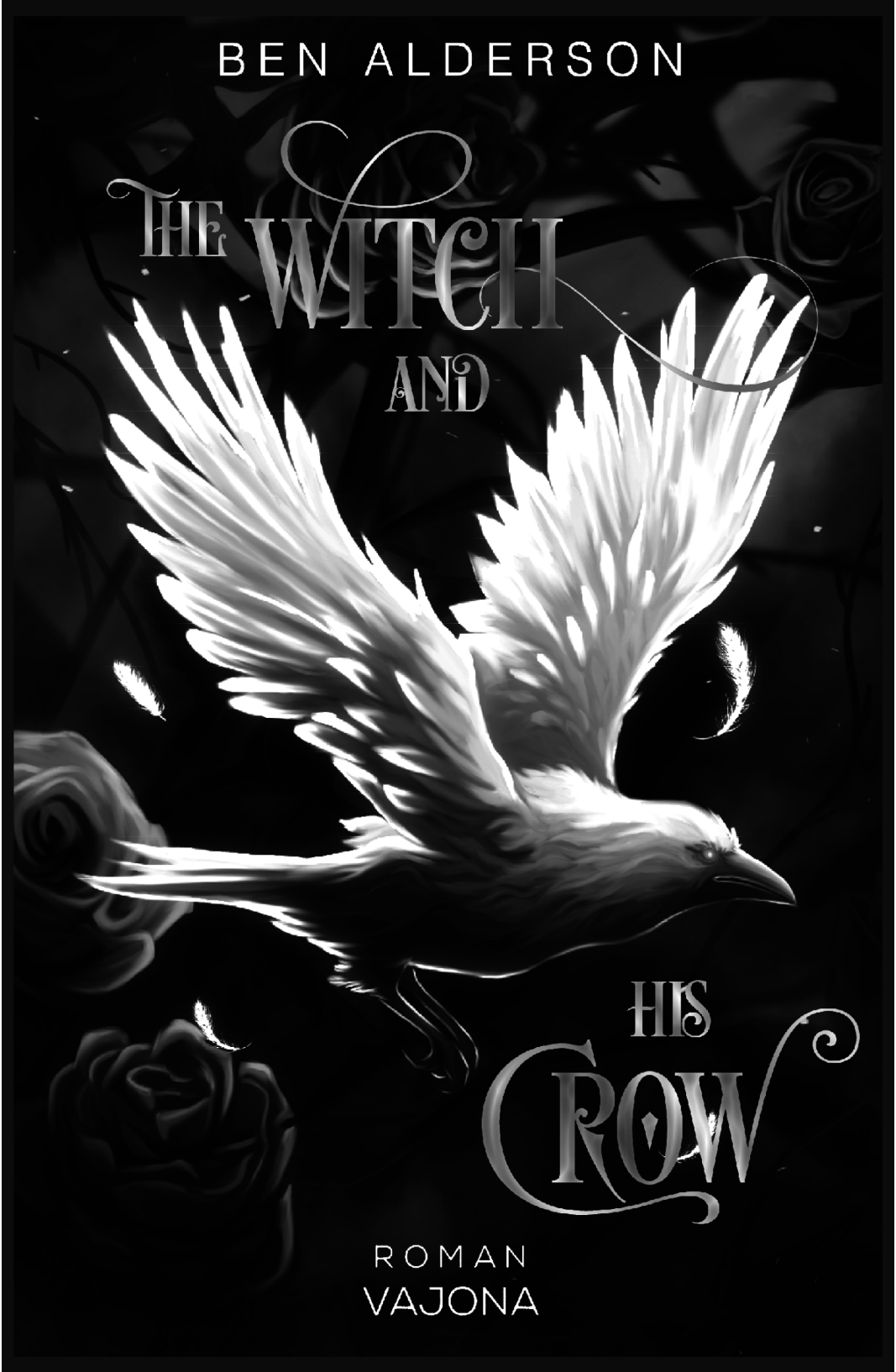
Übersetzt von Michelle Markau

BEN ALDERSON

THE WITCH
AND

HIS
CROW

ROMAN
VAJONA



*Dieses Buch ist all jenen gewidmet, die Sarkasmus als Waffe und
als Schild einsetzen. Ach ja, und denen, die absichtlich die Seife fallen
lassen.*

HINWEIS

Dieser Roman enthält Szenen oder Themen, die bei einigen Leser*innen triggernd wirken können. Diese Themen sind der Tod der Eltern, Mord, Gaslighting, körperliche und psychische Misshandlung, Kontrolle, Tod, Selbstmordgedanken, Missbrauch, Mobbing, toxische Beziehungen, Verlust von Familienmitgliedern, Missbrauch, Manipulation, Wut, Trauer/Trauerverarbeitung, Depression, Obszönitäten, Blut/explicite Gewaltszenen, Dämonen/Okkultismus, Kindheitstrauma.

Dieser Roman enthält explizite Szenen.



In der Nacht, in der meine Eltern ermordet worden waren, hatte ein Sturm den Himmel beherrscht.

Ich werde die Blitze nie vergessen können, die wie Schlangen durch die bedrohlichen Wolken gezuckt waren, oder die Regentropfen, die so laut gegen unsere viktorianischen Fenster geprasselt waren, als wolle uns etwas vor dem unheilvollen Ereignis warnen, das sich angebahnt hatte.

Der Sturm hatte am Morgen begonnen, und hatte meine Mutter dazu gezwungen, mich unter ihrem Regenschirm zur Schule zu bringen. Ich war erst wenige Stunden zuvor aufgewacht, hatte gebettelt und geschrien, dass ich nicht hineingehen musste. Salem Tanner würde mir meine Legosteine stehlen und mich kneifen, hatte ich ihr gesagt, aber ohne Erfolg. Das Versprechen von Schokoladenpfannkuchen zum Frühstück, Mittag- und Abendessen hatte genügt – und Mutters scherzhaftes Versprechen, sie würde böse Kreaturen auf Salem hetzen –, um mich aus der Tür zu bekommen.

Wir waren über Pfützen gehüpft, als wäre es ein Spiel, und hatten gelacht, als sich unsere Stiefel mit schlammigem Wasser gefüllt hatten. Im Nachhinein betrachtet war das unsere Art, uns von dem seltsamen Gefühl abzulenken, das sich tief in uns eingenistet hatte – ein Gefühl, das im Laufe des Tages nur noch gewachsen war, Wurzeln in meiner Seele geschlagen und keine Anzeichen gemacht hatte, jemals wieder zu verschwinden.

Wir hätten auf dieses Gefühl hören sollen. Die Intuition eines Hexers war stets zuverlässig. Bei Einbruch der Nacht würde es mein größtes Bedauern werden.

Alles war so schnell passiert. Als der Abend über Oxford hereingebrochen und einen bitteren Herbstwind mit sich gebracht hatte, brach das Unheil über uns herein wie einer der vier Reiter der Apokalypse. Das Abendessen war ruiniert, das Weinglas meiner Mutter umgekippt, als sie mich in ihrer Eile von meinem Platz gerissen hatte.

»Egal, was du hörst, rühr dich *nicht* von der Stelle.« Die Fingernägel meiner Mutter gruben sich in meinen Oberarm und rissen die Haut auf. Ich wusste, dass sie mir nicht wehtun wollte, doch die Angst hatte sie fest im Griff. Ihr Atem roch wie immer nach scharfen, sauren Beeren, auch wenn sie überhaupt keine Beeren gegessen hatte. Erst Jahre später würde ich erfahren, warum. »Sag mir, dass du still sein wirst, Hector. Du musst es mir versprechen.«

Ich nickte, Tränen brannten in meinen Augen, meine Sicht verschwamm. »Ich werde stillbleiben, Mutter.« Meine Antwort schien sie zu beruhigen, wenn auch nur für einen Moment.

Die Falten auf ihrer Stirn verschwanden, ihre Pupillen weiteten sich wie dunkle Höhlen. Ich war sechs Jahre alt und hatte sie noch nie zuvor weinen sehen. Jetzt hatte ich das Gefühl, als spiegelte ihr Gesichtsausdruck meinen wider. Es war beunruhigend, zu sehen, wie meine große Beschützerin vor meinen Augen zusammenbrach.

»Peter, sichere die Grenzen«, rief Mutter meinem Vater zu.

Ich blickte zu ihm, meinem stets stoischen und schweigsamen Beschützer, der hinter ihr durch das Wohnzimmer eilte, seine Finger mit Spucke benetzte und dann über die Fensterbänke strich. Ein Zauber oder ein Fluch, ich war mir nicht sicher. Warum er seine Zeit damit verschwendete, mit alter Magie zu spielen, würde ich nie verstehen. Auf diese Kräfte konnten wir schon seit *langer* Zeit nicht mehr zugreifen. Meine Mutter hatte mich mit den Geschichten von mächtigen Hexen großgezogen, die die Natur genutzt hatten, um ihren Willen durchzusetzen. Meine Lieblingsgeschichte handelte von Eleanor Letcombe, der letzten Hexe, die

auf einem Scheiterhaufen verbrannt worden war und damit den Verlauf der Fähigkeiten einer Hexe für immer verändert hatte. Die alte Magie wurde zugunsten der neuen Magie aufgegeben.

Unsere Teller standen noch auf dem Tisch, kaum ein Bissen war angerührt, da hatte sich die Stimmung bereits gewandelt. Innerhalb weniger Sekunden waren meine Eltern von ihrem versteckten Stolz, weil ich Salems Legosteine allein mit der Kraft meiner Gedanken umgeworfen hatte, dazu übergegangen, mich von meinem Stuhl zu reißen und mich auf die Beine zu zerren. Erst als mein Rücken gegen die kalten Ziegelsteine unseres Kamins gedrückt wurde, begriff ich endlich, was uns bevorstand.

Der Tod. Er lag in der Luft, ein Geruch wie ein Obstgarten voller verfaulter Äpfel. Zumindest hing der Geruch seiner Verheißung in der Luft.

»Ich habe Angst«, gestand ich und klammerte mich an meine Mutter. Ich hatte keine langen Nägel, die ich in ihre Haut hätte graben können, um sie zu zwingen, an meiner Seite zu bleiben. Also tat ich das Nächstbeste. Ich griff auf meine Gabe zurück und wickelte unsichtbare Fäden um ihre Taille, um sie daran zu hindern, auch nur einen Schritt von mir wegzugehen.

Telekinese, nannte es meine Mutter. Ich werde nie den Tag vergessen, an dem sich meine Gabe offenbart hatte, und die Begeisterung in Mutters Gesicht, als ich während eines Wutanfalls eines meiner Spielzeugautos vom Teppich gehoben hatte. Auch wenn ich mich an der Wange geschnitten hatte, war der Ausdruck in ihrem Gesicht, als hätte ich eines der größten Geheimnisse des Lebens gelöst, nicht verschwunden.

Schon mit sechs Jahren hatte ich gewusst, dass es einen gewissen Druck mit sich brachte, der Sohn der Hohen Hexe zu sein. Hätte sich keine Gabe manifestiert, wäre ich eine Schande für meine Familie und die Hexen gewesen.

»Nimm diese Angst und verwandle sie in etwas Nützliches«, antwortete Mutter. »Tu es für mich.«

»Ich kann nicht. Ich weiß nicht, wie.« Und ich sollte Angst haben. Gerade fühlte es sich so an, als würde ein Schwarm Vögel

hinter meinen Rippen kämpfen, kräczend und mit den Flügeln schlagend, auf der Suche nach einem Ausweg.

»Die Welt kann ein gefährlicher Ort sein«, antwortete sie, kniete sich vor mich und legte ihre Hände an meine Wangen. Sie waren weich wie Seide. Ihre Finger fingen meine Tränen auf und wischten sie weg. Das kühle Metall ihres Eherings hinterließ eine kühle Spur auf meiner Haut.

Ich tat es ihr gleich, hob eine Hand an ihre Wange und fing ihre Träne wie einen Edelstein an meiner Fingerspitze auf. »Warum weinst du?«

»Es gibt nur wenige, die uns gedeihen sehen, und umso mehr, die uns ins Verderben stürzen wollen.« Zu diesem Zeitpunkt hatte ich diese Antwort nicht verstanden – zumindest nicht komplett. Doch trotz ihrer Worte konnte ich dieses Gefühl nicht abschütteln. Meine Intuition, das Gefühl drohender Gefahr, war wie ein Dorn, der in den Schild meines Zuhauses – meiner Familie – eindrang.

»Heather«, rief mein Vater, seine Stimme herrisch wie sein Blick. Umgeben von einem Lichtschein am Fenster leuchtete seine Silhouette auf, als grelles, violett-weißes Licht den Himmel durchzog. Sein sonst so ordentlich gestyltes Haar war nun ein Wirrwarr aus Locken. Locken, um die ich ihn immer beneidet hatte, von denen ich mir eine Strähne abschneiden wollte, damit ich ihn für immer an mich binden konnte. Selbst mein kindlicher Verstand hatte gewusst, dass es das letzte Mal sein würde, dass ich jedes feine Detail von ihm sehen und genaustens betrachten konnte. »Sie sind hier.«

Sie sind hier. Diese drei Worte verstand ich.

»Hector, mein Süßer, jetzt musst du dich verstecken. Wir haben das geübt. Darin schlägt dich niemand, oder?« Mutters Lächeln wirkte gezwungen. Es schmerzte mich, wie hohl ihr Blick war im Vergleich zu dem gezwungenen Lächeln auf ihren Lippen.

Ich konnte nicht antworten. Die Angst schnürte mir die Kehle zu.

»Schnell«, zischte mein Vater, schaute jedoch nicht zu mir.

Es waren weder Rufe noch Schreie, die mein Vater hörte, denn ich hörte nichts. Es musste ein Gefühl sein, das er wahrnahm – ich spürte es auch. Als ob die Luft von der Vorahnung einer Gefahr erfüllt wäre. Es fühlte sich an, als wäre der Blitz ungebeten in unser Haus eingedrungen und hätte seine Spuren zischend in der Luft hinterlassen.

»Versteckt euch mit mir«, flehte ich.

Mutter schüttelte nur den Kopf, weitere Tränen rannen ihr übers Gesicht. »Du wirst immer mein tapferer Junge sein, Hector.«

Es war seltsam, wie ich schon mit sechs Jahren den Abschied spürte, der hinter ihren Worten schwebte.

»Ich will nicht spielen. Bitte, zwing mich nicht dazu.« Trotzig streckte ich mein Kinn vor, unfähig, noch ein Wort herauszubringen. Tief in meinem Bauch regte sich das Biest. Erst als meine Mutter eine Hand darauf legte und das Gefühl erstickte, beruhigte es sich.

»Du musst.« Ihr Atem roch nach dem säuerlichen Stich von etwas, von dem ich zu jung war, um es einzuordnen.

Es brauchte nicht viel, bis sich meine Mutter meiner Magie entziehen konnte. Ich konnte kaum einen Buntstift ein paar Sekunden lang schweben lassen, ohne müde zu werden. Also würde es noch Jahre dauern, bis ich sie dazu zwingen könnte, bei mir zu bleiben.

Mutter beugte sich vor und drückte mir einen Kuss auf die Stirn. Ihr kühler Atem zerzauste meine lockigen Haare – die hatte ich von meinem Vater geerbt. Mein Haar hatte die Farbe von schmutzigem Sand, genau wie das meiner Mutter. Meine Mutter, die sich langsam zurückzog, die Wangen rot und tränenfeucht. »Ich liebe dich, Hector. Bis zum Mond und zurück.«

Schwer schluckte ich und drückte den bösen Kloß hinunter, der mir in der Kehle aufstieg. »Dann bleib. Wenn du mich liebst, versteckst du dich mit mir. Du und Vater.«

»*Caym*, ich rufe dich«, schrie Mutter mit einem Befehlston, den ich nicht gewohnt war, zu hören. Als Antwort hallte hinter mir ein Stöhnen wider, der Laut einer erwachenden Bestie.

Ich wusste, was ich sehen würde, wenn ich mich umdrehte. Das klaffende Maul der Dunkelheit, Mutters Lieblingsversteck – einen Ort, zu dem sie mich bei unseren *Spiele*n immer hatte rennen lassen. Spiele, hinter denen ich eines Tages die grausame Wahrheit erkennen würde. Sie hatte nie mit mir gespielt, sondern mich auf genau diesen Moment vorbereitet.

»Schließ die Augen«, befahl Mutter. Hinter mir ertönte ein angsteinflößendes Gähnen. Tief im kalten Bauch des Kamins, wo sich normalerweise Holz und alte Asche befanden, war nun nichts als Schatten. Wartende Hände, bereit, mich in seine Arme zu ziehen, während ich mir doch nur die warme Umarmung meiner Eltern wünschte.

Doch ich tat, was Mutter sagte; nicht, weil ich es wollte, sondern weil sie es so verlangte. Ihre Macht war stark. Bevor sich meine Augen schlossen, sah ich, wie ihr Blick zu den Schatten hinter mir wanderte. Ich konnte nicht erkennen, mit wem sie sprach, wusste aber, dass ihr nächster Befehl nicht an mich gerichtet war.

»Beschütze ihn. Bewahre meinen Sohn vor *Unheil*. Sorge dafür, dass der Schlüssel niemals in ihre Hände fällt.«

»Mit wem sprichst du, Mutter?«, fragte ich, unfähig, auf die sich auftürmende Dunkelheit hinter mir zu blicken. Ich hatte Angst, wusste aber nicht genau, warum. »Welcher Schlüssel?«

»Schütze mein Kind mit deinem Leben.« Sie antwortete nicht, zumindest nicht mir. »Schwöre es.«

»*Ich schwöre es*«, erklang eine Stimme, die ich noch nie zuvor gehört hatte. Sie war rau und heiser, wie das Aneinanderreiben von Steinen oder das Zerbrechen von Glas. Sie hatte nichts Angenehmes an sich. Die Dunkelheit war immer ein stummes Wesen gewesen, sie hätte keine Stimme haben dürfen. Doch nun sprachen die Schatten hinter mir.

Mutter starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit, als sie ihr einen weiteren Befehl erteilte. »Bahmet darf niemals wieder befreit werden. Das endet heute Nacht.«

»*Ich werde den Schlüssel bewachen. Wie du es wünschst.*«

Vorsichtig spähte ich hinter mich und sah die kleinen, schwarzen Augen eines Monsters. Bevor ich wegspringen, meine Augen fest zusammenkneifen und so tun konnte, als würde nichts hinter mir lauern, ertönte die Stimme erneut. Sie erklang nicht nur hinter mir, sondern hallte auch *in* mir wider.

»Wer ist Bah-«, fragte ich, doch meine Mutter legte mir die Hand auf den Mund und hinderte mich daran, den Satz zu beenden.

»Sprich niemals seinen Namen aus«, zischte meine Mutter wütend und voller Panik. Allein das ließ mich den Namen bis in die Tiefen meines Magens hinunterschlucken. Sie nahm ihre Hand weg, als wäre ihr klar geworden, was sie getan hatte, und bereute es nun. »Es ist wichtig, dass du mir das versprichst, Hector. Du wirst ihn niemals aussprechen. Namen haben Macht, das musst du dir merken.«

»Bitte, ich mag dieses Spiel nicht. Ich habe Angst, Mutter.«

Sie zog mich an sich, legte ihr Kinn auf meinen Kopf und schluchzte. Ihre Finger zeichneten seltsame Symbole auf meinen Hinterkopf, und plötzlich vergaß ich, warum sie mich angeschrien hatte. Dieser Name entglitt mir, verlor jede Bedeutung, bis er nichts weiter war als Buchstaben, die sinnlos in der Dunkelheit meines Geistes schwammen.

»Ich wünschte, ich könnte dir sagen, dass die Welt sicher ist, aber ich werde dich nicht anlügen«, sagte Mutter, als sie sich von mir löste. Doch sie sah nicht mich an, sondern das Monster hinter mir. Die Intensität ihres Blicks, teils wütend, teils traurig, erschreckte mich mehr als all ihre seltsamen Worte. »Halte dich von ihnen fern. Verbündete und Feinde sind dieselben.«

Kaum eine Sekunde später schob sie mich in die wartenden Schatten. Meiner Meinung nach sprach Mutter von Salem. Er war mein Feind, erst sechs Jahre alt, und doch lebte er nur, um mich zu ärgern. Ich musste wieder daran denken, wie der Tyrann aus meiner Schule zu unserer Haustür stampfte, bereit, seine Gabe auf mich loszulassen.

Aber es war nicht Salem, der uns an den Kragen wollte. Es war jemand viel Schlimmeres. Jemand, der nicht nur meine Legosteine stehlen wollte, sondern alles, was ich liebte, niederbrennen wollte.

Ich kniff meine Augen fest zusammen, konnte und wollte nicht erkennen, was mich in der Dunkelheit berührte. Ein kühler, sanfter Hauch, der sich anfühlte, als würden mich die Federn eines Vogels umhüllen und mich zurück in mein Versteck ziehen. Es war beruhigend – fast schon willkommen, doch ich wehrte mich dagegen. Doch dann wurde mir klar, dass es vergeblich war, und ich die Berührung meiner Mutter immer mehr verlor, bis nichts mehr übrig war als diese Federn und die alles verzehrende Dunkelheit.

Ich konnte nichts darüber hinaus sehen. Nicht einmal mein Geruchssinn funktionierte hier. Doch was mir blieb, war mein Gehör. Es war stärker als je zuvor. So sehr, dass ich jedes noch so kleine Detail wahrnahm.

Viele Schritte. Holz knackte. Donner grollte. Mein Vater schrie etwas, bis er verstummte. Das Geräusch, das darauf folgte, klang wie gurgelndes Wasser, das seine Kehle füllte, herausspritzte und auf den Boden plätscherte. Eines Tages würde ich verstehen, welches Geräusch Blut machte, wenn es einen Menschen erstickte, doch in diesem Moment hatte es sich wie Wasser angehört. Als Kind hatte ich Gewalt noch nicht verstanden.

Doch mit der Zeit würde ich es.

Als Reaktion auf den Lärm, der darauf folgte, malte mein Geist ein Bild. Weitere Schritte, zerbrechende Möbel, zersplitternde Teller, knackendes Glas. Federn füllten meinen Mund, was es mir unmöglich machte, zu schreien. Egal, wie fest ich darauf biss, und alles versuchte, um mich zu befreien und zu helfen – der Griff wurde fester, während die Dunkelheit anschwell und dichter wurde.

Das Lied des Chaos erklang weiter.

Ich konnte meine Mutter hören, kraftvoll und kontrolliert. »Ich rufe nach den Elementen, Luft, Erde, Feuer –«

Ein Schrei wollte aus mir hervorstiegen, als ihr Gesang verstummte. Ich versuchte verzweifelt, noch etwas zu hören ... und mir

damit zu beweisen, dass es ihr gut ging. Ich zog den Klang ihres Kampfes der Stille vor.

Lärm bewies, dass sie noch lebte.

Es mögen Minuten vergangen sein, vielleicht auch Stunden. Die ganze Zeit über war ich gezwungen, dem Kampf meiner Eltern zu lauschen, während mir die Schattenbestie, die mich festhielt, nicht erlaubte, nachzusehen. Als tatsächlich diese gefürchtete Stille eintrat, weinte ich mehr als je zuvor. Ich wartete darauf, dass meine Mutter kam und mich holte, dass mein Vater in die Schatten griff und mich herauszog.

Doch es kam niemand.

»Es ist kein alltäglicher Anblick, eine Hexe auf ihren Knien zu sehen.« Die Stimme, die sprach, war mir fremd. Sie war nicht so tief wie die meines Vaters, etwas rauer, als ob Rauch seine Lunge füllte oder Steine seine Kehle. »Betrachte sie, mein Sohn. Siehst du das Monster?«

Ich wusste, dass die Person nicht zu mir sprach. Niemand wusste, dass ich im Dunkeln war. Wenn ich doch nur durch die Schatten hindurchblicken könnte. Wenn ich doch nur erkennen könnte, wer die Person war und zu wem sie sprach.

»Ja, Vater.«

Beim Klang der helleren Stimme hörte ich erneut genauer hin. Sie war höher als meine. Es war ein Kind, nicht älter als ich. Jemand, mit dem ich in der Schule oder im Park hätte spielen können. Nur klang diese Stimme ... traurig.

Ich kannte dieses Gefühl. Das hatten wir gemeinsam.

»Hier, nimm es und beweise dich«, sagte die ältere Stimme. »Zeig mir, dass du deine Pflicht erfüllen kannst.«

»Aber ... aber das wird sie nicht töten.«

Töten. Mutter. Das Kind musste von meiner Mutter sprechen.

»Nein, mein Sohn, aber es wird ihr wehtun. Es wird dem Dämon Schmerzen bereiten. Qualen. Pein. Es wird ihr einen Bruchteil des Bösen zurückgeben, das ihre Art uns zugefügt hat. Sieh sie an, schau ihr in die Augen.«

»Ich schaue hin, Vater.«

»Und was siehst du?«

Eine Pause entstand, die nur von einem leisen Schniefen unterbrochen wurde. »Ein Monster.«

»Und was machen wir mit Monstern, mein Junge?«

»Wir jagen sie.«

»Ja, das tun wir. Denn wir sind Jäger. Also«, die Stimme wurde für einen Moment leiser, als würde sich der Erwachsene vorbeugen und dem Kind ins Ohr flüstern, »bestrafen wir sie dafür, dass sie in unserer Welt existiert. Dafür, dass sie sie mit dem Monster befleckt, das sie in sich trägt. Dann werden wir sie verbrennen, ihren Körper und ihre Seele reinigen und sie zurück in die Tiefen der Hölle entlassen, aus der sie gekommen ist.«

Mein Herz schlug so schnell, dass ich zwischen ihm und den Federn, die mich erstickten, kaum atmen konnte. Ich krallte mich an ihnen fest, riss sie los und wünschte mir nur eine Chance, meine Mutter zu sehen, um zu beweisen, dass die Stimmen von einer anderen Person sprachen und nicht von ihr.

»Töte mich«, fuhr meine Mutter ihn an. Auf die Erleichterung, dass sie noch lebte, folgte das Entsetzen darüber, dass ihr Leben in Gefahr war. »Aber du wirst nicht bekommen, was du willst, Tomin.«

Auf Schritte folgte ein Keuchen meiner Mutter. Ich konnte nicht sehen, was der Mann ihr antat, doch der Schmerz in ihrer Stimme war sonnenklar. »Wenn du dich nicht vergiftet hättest, könntest du uns aufhalten. Gib es mir, und ich werde dich verschonen.«

»Nein«, kam die trotzig Antwort meiner Mutter. Sie hallte durch den Raum und brachte Tomin zum Schweigen.

»Dann hast du keinen Nutzen mehr.« Was folgte, war ein letzter Befehl. »Tu es. Töte sie.«

Das ließ mich erstarren. Ich presste meine Hände auf die Ohren, in der Hoffnung, die Geräusche auszublenden. Doch was ich als Nächstes hörte, war laut und eindringlich. Immer wieder das dumpfe Eindringen von Metall auf Fleisch. *Stich. Stich. Stich.* Ich hörte ein Kind weinen, doch ich war es nicht. Das Schlagen hörte

erst auf, lange nachdem meine Mutter aufgehört hatte, Geräusche von sich zu geben. Doch das Weinen des Kindes hielt an. Auch diesmal kam es nicht von mir, obwohl mir die Tränen über die Wangen liefen. Es kam von jenseits der Schatten, aus unserem Wohnzimmer mit seinen satten, marineblau gestrichenen Wänden und den polierten Böden aus dunklem Eichenholz.

Ein Boden, der wahrscheinlich mit Blut bedeckt war.

»Gut gemacht, mein Sohn.« Die tiefe Stimme bohrte sich tief in meine Knochen. Tomin. So hatte meine Mutter ihn genannt. Wenn ich diesen Namen immer wieder sagte, konnte ich das dumpfe Schlagen von Metall, das sich in Fleisch bohrte, übertönen.

»Ist sie ... tot?«, brachte das Kind mit zitternder Stimme hervor.

»Fürs Erste, mein Sohn. Du hast es geschafft, du hast die Hohe Hexe erschlagen. Jetzt verbrennen wir ihren Körper, damit *Babmet* nie wieder eine Seele verdammen kann.«



Als der Schatten mich losließ, waren die Jäger längst verschwunden. Ich trat aus der Dunkelheit hervor, das Feuer brannte in meinen Augen, Hitze legte sich über mich.

Und den Grund erblickte ich sofort. Dort, nur wenige Zentimeter vor dem Kamin entfernt, lagen meine Eltern, ihre Körper von Flammen und geschmolzenem Fleisch umhüllt. Vaters Schädel war eingedrückt, die herausquellende Hirnmasse lief über unseren Rattan-Teppich. Doch es war der saubere Schnitt an seinem Hals, der ihm das Leben genommen hatte.

Mutter sah friedlich aus, die Hände neben ihrer durchbohrten Brust, ein blutiges Athame – ein Ritualdolch – war neben ihr auf dem Boden liegen gelassen worden. Das Feuer kroch über ihre Beine, verschlang Haut und griff auf ihr helles Kleid mit Blumenmuster über.

Langsam ging ich an den lodernden Flammen und der versengenden Haut vorbei und hob das Messer auf. Der Knochengriff war noch warm, nicht vom Feuer, sondern von dem Kind, das ihn gehalten hatte. Demselben Kind, das den Dolch immer wieder in meine Mutter gestoßen hatte.

Ich drehte den Griff, wohl wissend, welches Symbol mich erwarten würde, noch ehe ich es erblickte. Ein in einen Kreis eingefasstes Kruzifix – das Zeichen eines Hexenjägers.

Meine Hände ballten sich, die Knöchel wurden blass wie frischer Schnee.

»*Komm, Kind, ich werde dich beschützen.*«

Ich drehte mich um, bereit, dem Monster entgegenzutreten, das vor mir wartete. Was ich vorfand, war eine Krähe, die auf dem Kaminsims saß und mich musterte. Ich wusste ohne Zweifel, dass es die Krähe war, die zu mir sprach.

Sie breitete ihre Flügel aus. Schatten ergossen sich aus ihren Federn, während sie mit den Flügeln schlug und krächzte. Diesmal musste ich nicht in die Dunkelheit gestoßen werden. Ich trat bereitwillig hinein und akzeptierte endlich das Wesen, das mich verschluckt hatte, als meine Eltern ermordet worden waren.

Die Dunkelheit streckte erneut ihre Arme aus und umschlang mich, während sich etwas Wildes aus meinem Herzen herauschlängelte. Es kroch aus den feinen Rissen hervor und befreite sich.

Es war Hass, es war Wut, aber vor allem war es *Hunger*.

Hunger nach Rache.

Hunger nach Tod.

Hunger nach den Jägern.



Es gab nur zwei Gründe, warum ich mir die Mühe gemacht hätte, den Club *Energy* zu betreten. Erstens: Wegen eines doppelten Wodkas mit Cranberrysaft und wenig Eis. Und zweitens, *der wichtigere Grund*: Schwänze.

Manchmal bekam ich beides, wenn ich Glück hatte. Aber ehrlich gesagt hätte mir auch der Drink gereicht. Doch heute Abend gab es einen dritten Grund, warum ich unter dem leuchtenden Neonschild hindurchging, den wucherischen Eintrittspreis von fünf Euro bezahlte und mich der üblichen Musterung durch den Türsteher unterzog.

Hexenjäger. Drei an der Zahl. Ich folgte ihnen, seit ich ihnen in der Abenddämmerung unglücklicherweise über den Weg gelaufen war. Nicht unglücklich für mich, sondern für sie. Sie würden das *Energy* nicht lebend verlassen.

»Das Übliche?«, fragte der gut aussehende Barkeeper und spannte dabei seinen Bizeps an, wie er es wahrscheinlich im Fitnessstudio tat. Sein Tonfall war kokett, fast schon hoffnungsvoll. Ich warf ihm kaum einen Blick zu, als ich nickte. Vor allem, weil ich meine Augen nicht von den Jägern abwenden konnte, die in einer der Nischen im hinteren Teil des Clubs Platz genommen hatten. Es dauerte nicht lange, bis mir ein hohes Glas über die klebrige Theke gereicht wurde. Roter Saft schwappte über den Rand.

»Danke, Jon«, murmelte ich abgelenkt, gebannt von meinem Durst nach Rache.

»Ich heiße Alex«, antwortete Nicht-Jon, als ob ich das wissen müsste. Was ich wahrscheinlich auch hätte tun sollen. Ein weiterer Blick genügte, um zu erkennen, dass er entweder mich oder ich ihn gefickt hatte. Eine Münze zu werfen, um zu entscheiden, was davon zutraf, wäre wahrscheinlich einfacher gewesen.

»Ja, natürlich.« Ich schenkte ihm ein strahlendes Lächeln.
»Alex. Entschuldige.«

Alex errötete – wohl aus einer Scham heraus, die eigentlich nicht seine eigene war. Seine braunen Augen wanderten über mein Outfit und ließen meine enge, schwarze Jeans, den weiten Strickpullover und meine dreckigen *Doc Martens* auf sich wirken. Ich hatte mich noch nie so fehl am Platz gefühlt. Während alle anderen um mich herum leuchtende Farben trugen und ihre mit Glitzer bemalte Haut zeigten, sah ich so aus, als wäre ich bereit für eine Tasse Tee in einem vornehmen Lokal.

»Die *Bodleian Library* ist ein paar Straßen weiter«, sagte Alex, sein Flirtversuch war mir ehrlich gesagt etwas peinlich.

Normalerweise kam ich mit Sarkasmus gut zurecht. Verdammt, meistens war ich sogar der König darin. Aber heute Abend war es mir so egal wie das Mädchen in der Ecke des Clubs, das gerade an die Wand kotzte.

Mit einem Zwinkern überreichte ich ihm das Geld. »Ja, nochmals danke, Jon.«

»Ich heiße Alex!«

Mit einem letzten Lächeln, das das Ende dieser ziemlich aufregenden Unterhaltung signalisierte, antwortete ich: »Ich weiß.«

Alex murrte etwas und wandte sich dem nächsten Gast zu, der neben mir an der Bar lehnte und eine Runde Schnäpse und ... Chips bestellte. Wer zum Teufel aß Chips in einem Club?

Da ist ein Verbrechen. Andererseits war es auch ein Verbrechen, *drei Menschen zu ermorden*, fügte meine innere Stimme hinzu.

Es war fast achtzehn Jahre her, seit meine Eltern von diesen Leuten getötet worden waren. Und mittlerweile sorgte ich dafür,

dass sich das Rad des Lebens weiterdrehte. Karma, wenn man so wollte. Das war mein Antrieb, solange ich mich erinnern konnte. Überleben, gedeihen und in dem Wissen leben, dass ich mein Leben damit verbringen würde, den Tod meiner Eltern zu rächen.

Die Hexenjäger töteten uns, weil wir waren, wer wir waren. Also schien es nur fair, dass ein *Hexer* ihnen dasselbe antun würde.

Oh, wie sich das Blatt gewendet hatte.

Man sagte, Rache sei ein Gericht, das am besten kalt serviert wird, aber ich mochte sie lieber warm, gut gewürzt und befriedigend. Denn genau das war der Grund, warum ich tat, was ich eben tat. Meine Beute aufspüren, mich in Räume schleichen, in denen ich nicht willkommen war, nur um sie mit dem Blut der Jäger rot gefärbt zurückzulassen.

Rache trieb mich an. Wenn mich das zu einem Monster machte, würde ich dieses Etikett mit Stolz tragen.

Ich trank einen großen Schluck von meinem Drink. Meine Wangen kribbelten wegen der säuerlichen Schärfe der Cranberry, gefolgt vom brennenden Zischen des Wodkas, der meine Kehle hinabrann. Es half, meinen Magen zu beruhigen. Nicht die Nerven, sondern die Aufregung.

Abgestandener Rauch quoll aus den Maschinen und hüllte die Tanzfläche in einen dichten Schleier des Gestanks. Die Sohlen meiner Schuhe klebten förmlich am Linoleumboden und versuchten, mich an Ort und Stelle festzuhalten. Genauso wie die Musik – ein langsamer Rhythmus, mit sich wiederholenden Texten, gesungen von jemandem mit mittelmäßiger Stimme. Normalerweise brauchte ich *mindestens* drei Drinks, damit der Beat tief genug in meine Knochen eindringen konnte, um mich zum Tanzen zu bewegen. Heute Abend hatte ich nur einen Drink geplant. Vielleicht mehr, wenn ich fertig war. Dann könnte ich vielleicht auch einen Schwanz finden. Nicht-Jon-Alex machte mir jedenfalls schöne Augen.

Doch zuerst brauchte ich einen Grund zum Feiern.

Regel Nummer eins auf der Jagd nach einem Jäger: Finde deine Beute.

Eine Hexe zu jagen war einfach, wenn man wusste, worauf man achten musste. Der verräterische Lichtkreis um die Pupillen, wenn Magie eingesetzt wurde, war das auffälligste Zeichen. Doch Hexen wurden seit Jahrzehnten verfolgt, was bedeutete, dass sie mindestens ebenso lange damit verbracht hatten, sich anzupassen. Jäger der Vergangenheit bezeichneten mächtige Frauen mit Verstand und ohne übernatürliche Fähigkeiten blindlings als Hexen, einfach weil sie, wie schon gesagt, ihren Verstand eingesetzt hatten. Doch im Laufe der Zeit hatten sie andere Wege gefunden, uns aufzuspüren.

Vor allem durch zivile Unruhen. Kriege zwischen Hexenzirkeln. Wenn es für einen Hexenzirkel eine Möglichkeit gab, einen anderen zu übertrumpfen oder aus seinem Gebiet zu vertreiben, dann war es der Verkauf von Standorten, Namen und sogar ganzen Familien. Das war riskant, aber nicht ungewöhnlich.

Doch gleichzeitig bedeutete das auch, dass es einfach war, einen Jäger ... nun ja, zu jagen. Ihre Bewegungen zu kennen, zu wissen, wie sie arbeiteten und tickten, bedeutete, zu wissen, wie man sie bei ihrem eigenen Spiel überlisten konnte. Was mich zu einer Frage führte – was taten sie hier?

Eine Antwort, die sich mir bald offenbarte, weil ich eine der dunklen Ecken des Clubs beobachtete, in der eine Frau ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Eine Hexe. Ich konnte nicht sagen, welcher Art von Hexe sie war, außer sie würde ihre Kräfte einsetzen. Doch inmitten so vieler Sterblicher würde sie das nicht wagen. Anders als ich. Sie war wahrscheinlich eine Einzelgängerin, ihre Begleiter zeigten keine Anzeichen von übernatürlichen Fähigkeiten. Ihre Kleidung verriet mir, dass es sich um Studenten eines der Colleges in Oxford handelte.

Ich sollte eigentlich der Letzte sein, der andere nach ihrer Kleidung beurteilte. Schließlich hatte ich das *Energy* mit Klamotten betreten, die verriet, dass ich Pumpkin-Spice-Lattes trank und in alten Buchläden stöberte – beides hatte ich heute schon getan.

Konzentriere dich, Hector.

Zurück zur Hexe. Ich würde sie auf Ende zwanzig schätzen. Den dunklen Ringen unter ihren Augen und dem wehmütigen Lächeln

nach zu urteilen, wahrscheinlich eine Doktorandin? Sie hatte braune Locken, manche so hell wie Honig, andere so dunkel wie Kastanien. Dunkle Haut und ein entwaffnendes Lächeln. Ich bewunderte ihre Unbeschwertheit. Sie lachte mit ihren Freunden und tanzte, ohne sich der Gefahr bewusst zu sein, die direkt hinter ihr lauerte. Aber ich beneidete sie nicht. Wenn überhaupt, dann war es Mitleid, das in mir aufstieg.

Ein weiterer Beweis dafür, dass für Menschen wie uns selbst sichere Orte nicht sicher waren.

Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf die Jäger, während ich mich durch die Schatten des Clubs bewegte. Es waren drei – zwei Frauen, ein Mann. Wahrscheinlich Ende zwanzig, Anfang dreißig. Im Gegensatz zu mir waren sie dem Anlass entsprechend gekleidet. Ganz in schwarzes Leder, mit metallbesetzten Gürteln und Stiefeln, die wie Militärstiefel aussahen. Unter der Hose des Mannes zeichnete sich etwas ab – und zwar nicht der Grund, warum ich ins *Energy* gekommen war.

Es war eine Athamen-Klinge. Höchstwahrscheinlich eine Opferklinge. Ein ähnliches Design wie das, das siebenundzwanzig Mal in den Körper meiner Mutter gestoßen worden war. Nur dass diese hier sauber und bereit war, das Blut einer anderen Hexe zu kosten.

Stich. Stich. Stich. Ich nahm einen weiteren Schluck von meinem Drink und spülte die Erinnerung weg.

Schade, dass sein Athame heute Nacht hungern würde, während mein Appetit auf Rache gestillt werden würde – zumindest vorübergehend. Die Bestie tief in mir würde heute Nacht ein Festmahl genießen.

Es dauerte nicht lange, bis sie ihren Zug machten. Zuerst machte sich der männliche Jäger daran, die Grenzen der Hexe auszuloten. Er trat an sie heran, nüchtern wie ein Richter, und wiegte sich im Takt mit ihr. Ihr offensichtliches Unbehagen hatte wenig damit zu tun, dass er ihr Feind war – etwas, das sie anscheinend noch nicht begriffen hatte –, sondern damit, dass er, nun ja, ein Mann war.

Erster Fehler. Das *Energy* war ein Club für queere Menschen. Als Nächstes war also eine der Frauen an der Reihe. Sie hatte wilde,

rote Locken und große, blaue Augen. Auf den ersten Blick war sie wunderschön. Schade, dass ihre Seele befleckt war. Wie erwartet war die Hexe offener dafür, mit einer Frau zu tanzen, drehte sich um und warf ihr einen interessierten Blick zu.

So sehr ich mir auch wünschte, über die seelenbesetzte Tanzfläche zu gehen und die Jägerin sofort zu entlarven, musste ich doch warten. Geduld war eine Tugend, die ich vor vielen Jahren hatte lernen müssen.

Meine Aufmerksamkeit galt ausschließlich den beiden tanzenden Frauen, sodass ich zuerst nicht bemerkte, dass sich die anderen beiden Jäger aus ihrer Nische geschlichen hatten. Ich suchte die lebhafteste Menge ab, hielt Ausschau nach ihnen und schimpfte mit mir selbst, weil ich nicht aufgepasst hatte.

Scheiße.

Auch die letzte Jägerin und ihre ahnungslose Hexe waren in Bewegung. Mir stockte der Atem, Aufregung und Panik vermischten sich zu einem harmonischen Cocktail. Ich kippte mein Getränk hinunter und hielt erst inne, als der Eiskwürfel meine Lippen berührte. Ein Rausch war genau das, was ich brauchte, genauso wie ich das Glas selbst brauchte. Ich kippte das Eis auf den Boden, sehr zum Entsetzen eines Paares, das neben mir tanzte, griff nach dem leeren Glas und folgte meiner Beute.

Sie waren auf dem Weg nach draußen, wo ein Opfer die Nacht der Clubbesucher nicht verderben würde. Wie lieb von ihnen.

»Ich sollte meine Freunde wirklich nicht zu lange allein lassen.« Ich hörte die Stimme der Hexe, als die Jägerin sie teils schleppend, teils ermutigend zum Notausgang des Clubs führte. Ihre Worte waren leicht verwaschen, ihre Schritte unsicher. Hatten sie ihr etwas in den Drink gemischt? Distelkrautextrakt, um ihre Gabe zu unterdrücken, oder etwas weitaus Schlimmeres? Allein der Gedanke verwandelte mein Blut in Ströme tobender Flammen.

»Glaube mir«, sagte die Jägerin langgezogen, ihre Stimme bebte vor erzwungener Lust. Sie beugte sich vor und fuhr mit der Zunge über die Wange der Hexe. »Ich werde dich fertigmachen, bevor sie überhaupt bemerken, dass du verschwunden bist.«

Ich verdrehte die Augen. Natürlich wusste die Hexe nicht, was die Jägerin wirklich meinte, aber ich schon. Für sie war es nur ein Flirt. Das Versprechen eines Quickies in der Hintergasse, etwas, worüber sie am Ende des Abends mit ihren Freundinnen bei Pommes frites lachen konnte. Dabei spielte die Jägerin auf ihren Tod an.

Das Klicken der sich öffnenden Feuertür war so laut, dass es mich erschreckte. Ich ließ die beiden hinausschlüpfen, wohl wissend, dass die anderen beiden Jäger draußen warten würden. Ehe sich die Tür schloss, entfesselte ich meine Gabe. Magie strömte aus meiner ausgestreckten Hand und bildete eine Barriere aus reiner, unverfälschter Energie. Unsichtbare Finger klemmten sich zwischen die Tür und hinderten sie daran, zuzuschlagen. Ich griff physisch danach, lockerte den Griff um meine Magie einen Moment später und folgte ihnen nach draußen.

Frische Herbstluft streifte mein Gesicht und vertrieb den stickigen Geruch, der aus den Tiefen des Clubs heraufgestiegen war. Oxford war zwar nicht gerade für seine saubere Luft bekannt, doch ein tiefer Atemzug war auf jeden Fall angenehmer als die rauchige Hölle, die auf der Tanzfläche des *Energy* herrschte.

Ich nutzte meine Magie, um die Tür leise hinter mir zu schließen. Es hatte keinen Sinn, die beiden entfernten Gestalten darauf aufmerksam zu machen, dass ich ihnen folgte. Zumindest noch nicht.

»*Ich habe schon gedacht, ich hätte einen Fehler gemacht, indem ich dich allein in den Club habe gehen lassen*«, drang eine dunkle Stimme in meine Gedanken.

»Ich bin froh, dass du es getan hast«, flüsterte ich, wohl wissend, dass *er* mich glasklar hören würde. »Drei Jäger, Caym. Das ist eine große Sache.«

Eine schwarze Gestalt schoss über den Himmel hinweg. Ich folgte ihr und beruhigte mich bei dem Anblick der Krähe. Das war Caym, mein Vertrauter. Er schoss durch den dunklen Himmel und ließ sich auf einem Mülleimer direkt mir gegenüber nieder. Die Krähe schlug dreimal mit den Flügeln in meine Richtung – das war

ihre Art, mir zu sagen, ich solle mich zurückziehen. »*Halt dich da raus, Hector.*«

»Tut mir leid, das geht nicht«, antwortete ich und setzte meine Verfolgung fort.

Wenn Krähen die Augen verdrehen könnten, hätte Caym es in diesem Moment getan. Dann war mein Vertrauter innerhalb von Sekunden in der Luft, denn er wusste, dass dies kein Kampf war, den er gewinnen konnte. Er schoss nach oben, verschmolz nahtlos mit der Dunkelheit und wartete auf den Befehl, der bald kommen würde.

»Bitte nicht –«

Ein lauter Schlag brachte die ferne Bitte zum Verstummen. Haut auf Haut. Ich bog um die Ecke und sah, wie der Kopf der Hexe zur Seite riss, ihre Hand an die Wange gepresst. Selbst im Dunkeln konnte ich den blauen Fleck unter ihren gespreizten Fingern aufblühen sehen und die Träne, die ihr über die Wange rollte.

»Dämonenhure«, zischte die Jägerin und beugte sich vor, um dem Gesicht der Hexe näherzukommen.

»Bitte. Bitte«, schnaubte einer der Männer verächtlich, während er seine Hand in den Gürtel steckte und das Opfermesser herauszog. »Warum sagt ihr Hexen immer ›Bitte? Ich meine, wehrt euch wenigstens ein bisschen. Dann würde sich die Verfolgung lohnen.«

»Und man sollte meinen, du hättest mehr Zeit gehabt, dir einen besseren Spruch auszudenken, du Arschloch«, flüsterte ich, hielt mich aber in den Schatten versteckt, als ich näher kam.

Caym krächzte in meinem Kopf. »*Wenn das schiefgeht, sag nicht, ich hätte dich nicht gewarnt.*«

Ich sah hoch und kleine, schwarze Augen blitzten in den Schatten auf. Er war, genau wie ich, auf das aus, was der Jäger verlangt hatte. Nur dass er versuchte, es zu verbergen, und den pflichtbewussten Wächter spielte. Ich wusste, tief in meinem Inneren sehnte er sich danach, dem Jäger die Augen aus dem Schädel zu picken.

Es war ein Verlangen, das wir teilten.

Und ich lebte, um zu gefallen.

Zeit zum Spielen. Gezielt ließ ich das leere Glas fallen, das ich mitgebracht hatte, und zerschmetterte es in etliche Stücke auf der gepflasterten Seitengasse. Der Lärm lenkte die Aufmerksamkeit jedes Jägers auf mich, ehe ich in den unheilvollen Schein eines Ladenschilds trat.

»Das ist mir jetzt peinlich«, sagte ich und schlenderte gemächlich in Sichtweite. Die Verwirrung auf den Gesichtern der Jäger bereitete mir Freude. Auch die Hexe blickte zu mir auf und zuckte zusammen, als wäre ich das vierte Mitglied ihrer Gruppe. Doch dann verschwand ihr Ausdruck, als sich ein silberner Kreis um meine Pupille schloss. »Störe ich etwa?«

Niemand antwortete. Tatsächlich schien einer der Jäger mich stattdessen anzuknurren. Verdammt noch mal, er knurrte, als wäre er eine Art vorpubertärer Werwolf.

Ich deutete mit dem Daumen hinter mich, unbeeindruckt von dem glänzenden Athame, das einer der Jäger fest umklammert hielt. Doch ich sprach als Nächstes mit der Hexe, nicht mit ihnen. »Deine Freunde werden jeden Moment herauskommen, um nach dir zu suchen. Du solltest vielleicht wieder reingehen.«

Die Hexe sprang auf, warf kaum einen Blick zurück und rannte auf mich zu. Ich erwartete, dass sie an mir vorbeirennen würde, um meine Anwesenheit als Ablenkung für ihre Flucht zu nutzen. Doch stattdessen überraschte sie mich und blieb neben mir stehen.

»Hast du den Wink nicht verstanden?«, zischte ich. »Verschwinde von hier, schnell.«

»Ich glaube, ich sollte bleiben und helfen«, erwiderte sie, die Lippen vor Zorn verzogen, ein goldener Kreis leuchtete in ihren braunen Augen. »Damit die Chancen ausgeglichen sind.«

Sie war eine Feuerhexe. Eines der vier Hauptelemente, in die wir alle hineingeboren werden. Man musste nicht magisch oder übernatürlich begabt sein, um einem Element zugeordnet zu werden. So wie diese Jäger. Auch sie gehörten, je nach ihrem Geburtsdatum oder Sternzeichen – sofern sie daran glaubten –, einem Element an. Meines war Luft. Zwillinge. Und wenn die Jäger sich mit Sternzei-

chen auskannten, dann wussten sie, dass es nur eine Sache gab, die noch furchterregender war als ein Hexer: ein Hexer mit dem Sternzeichen Zwilling und einem Groll.

»Ich mache das lieber allein«, fügte ich hinzu. Mir war aufgefallen, dass die namenlose Feuerhexe nicht mehr lallte. Tatsächlich stand sie mit der Anmut einer Person neben mir, die keinen Tropfen Alkohol angerührt hatte. Das schien mir nicht dieselbe Person zu sein, die ich dabei beobachtet hatte, wie sie aus dem Club geführt worden war.

»Ihr seid zu zweit, und wir sind zu dritt«, rief die Jägerin. Sie musste die Anführerin der kleinen Gruppe sein. »Die Chancen stehen nicht gerade gut für euch.«

Ich blickte zwischen ihr und dem Athame hin und her und grinste. »Hübsches, kleines Messer. Sieht unbenutzt aus. Hat es schon mal Blut gesehen?«

Der Mann lachte. »Ach, komm schon, Hübscher. Wir wollen nur ein bisschen spielen.«

»Genau wie ich.« Ich legte meine Hand an meine Hüfte. »Aber eigentlich sind wir zu dritt. Also würde ich sagen, dass unsere Chancen ausgeglichen sind.«

Köpfe drehten sich blitzschnell um und suchten in den Schatten nach dem Dritten, den ich erwähnt hatte. Aber ich hatte nie von einer Hexe gesprochen.

Caym stürzte sich aus dem Schatten, die Krallen ausgestreckt, auf die ahnungslose Jägerin, die die Hexe an meiner Seite geschlagen hatte. Ich rannte los, Adrenalin trieb meine Muskeln an, während die Symphonie aus zerfetztem Fleisch und schmerz erfüllten Schreien durch die Gasse hallte.

Mein Vertrauter krallte sich an dem Gesicht der Jägerin fest. Sie versuchte, ihn von sich wegzureißen, geblendet von Federn, Panik und Schmerz. Zwei schnelle Schnabelhiebe, und Caym riss ihr die Augen aus dem Schädel. Seine Krallen hinterließen zerfetzte Haut. Es gab so viel Blut, dass es wie eine Szene aus einem Horrorfilm aussah. Caym ließ sie los und flog mit seiner Beute gen Himmel. Dann kippte die Jägerin auf den Boden, fasste sich an die leeren Augenhöhlen und schrie.

Eine erledigt. Bleiben noch zwei.

Die Feuerhexe geriet in Vergessenheit, als die beiden verbliebenen Jäger sich auf mich stürzten.

Ich duckte mich unter dem Schwung des Athames weg und glitt mühelos unter dem Arm des Jägers hindurch. Ehe er sein Gleichgewicht wiederfinden konnte, drehte ich schnell mein Handgelenk und stieß ihm Energie entgegen. Die Wucht schleuderte ihn durch die Luft.

Caym, der kein Interesse mehr daran hatte, der Jägerin noch tiefere Rillen in die Haut zu ritzen, schloss sich mir an. Wir bewegten uns in geübter Synchronität, etwas, das daraus resultierte, dass wir seit achtzehn Jahren Gefährten waren. Ich wusste, wie er sich bewegte. Und er wusste, wie ich mich bewegte.

Es gab keinen Grund, sich zu konzentrieren. Keinen Grund, zu planen und nachzudenken. Das war nicht anders als eine Choreografie, die ich immer und immer wieder perfektioniert hatte, bis ich mich ohne Musik bewegen konnte.

Zugegeben, der Jäger leistete heftigen Widerstand. Ich hätte es schon längst beenden können, aber das Brennen in meinen Muskeln und das Keuchen meiner Lunge nach Luft hatten etwas, das mich begeisterte.

Doch ich fand im Tanz eine neue Partnerin, als die Feuerhexe rief und mich ablenkte. Ein einziger Moment der Verwirrung genügte, um einen Takt zu verpassen.

Knack.

Etwas Hartes traf meine Nase. »Scheiße!« Knochen brachen, Blut spritzte und floss in meinen Mund. Ich spuckte es aus, direkt ins Gesicht des Jägers, und nahm ihm für einen Moment die Sicht.

»Ups«, rief die Feuerhexe beschämt. »Entschuldige.«

Meine ganze Frustration richtete sich gegen den Jäger. Meine Worte kamen als Knurren heraus, etwas, worüber ich Caym still warnte, es niemals anzusprechen. »Das hättest du *wirklich* nicht tun sollen.«

Die Wut beflügelte mich. Mit meiner Magie hob ich jeden Glasplitter vom Boden hoch. Obwohl ich sie nicht sehen konnte,

spürte ich sie. Alle scharfen Kanten, große und kleine Stücke. Ein Gedanke, eine lenkende Bewegung meiner Hand, und sie schossen nach vorn.

Als die Splitter in den Jäger eindrangen, fragte ich mich, ob mehr als siebenundzwanzig Stichwunden entstanden waren. Es war fast schon poetisch, diesen hier auf dieselbe Weise zu töten, wie dieses Jägerskind meine Mutter ermordet hatte.

Verdammt. Ich wusste nicht, wer den größten Schaden angerichtet hatte, Caym oder ich. Ich spürte vage, wie sich mein Magen umdrehte und mir die Galle in die Kehle stieg. Schnell schluckte ich den bitteren Geschmack wieder herunter.

Ja, ich hatte Jäger getötet. Ich hatte vielen von ihnen den Tod gebracht. Aber der Tod war noch immer genauso hässlich und gefühllos, wie er es gewesen war, als er meine Eltern geholt hatte.

Die Haut des Jägers war aufgerissen, sein offener Mund und die weit aufgerissenen Augen blutig. Im schwachen Schein der Lichter in der Nähe sah ich, wie das in sein Gesicht gedrückte Glas glitzerte. Es war, als hätte er sich für ein Festival zurechtgemacht, dabei war es eine Maske aus Folter und Tod.

Goldumrissene Augen blitzen in meinem Sichtfeld auf, umrahmt von einer Mähne brauner Locken. Dann schrie mich die Feuerhexe erneut an. »Runter!«

Ich ließ mich nicht ablenken und tat, was sie befahl. Schnell warf ich mich auf den blutgetränkten Boden, eine Sekunde, bevor ein pfeifendes Geräusch an meinem Ohr vorbeizischte. Das Athame verfehlte mich um Haaresbreite und schlug mit solcher Wucht auf den Boden, dass es eine Kerbe in den Stein riss. Ich schwang mein Bein nach außen, drehte mich blitzschnell um und schlug mit meinem Knöchel die Beine des letzten Jägers weg, den ich vor wenigen Augenblicken durch die Luft geschleudert hatte. Diesmal warf ich ihn nicht um. Er holte aus, führte die Klinge mit sich und rammte sie dann nach unten. Ein stechender Schmerz durchzuckte meinen Oberarm, als das Metall durch den gestrickten Wollstoff und dann durch mein Fleisch schnitt. Es reichte nicht aus, um mir

zu sagen, dass die Wunde tief war, aber der Schmerz war dennoch blendend.

Deshalb arbeite ich allein.

Verzweifelt streckte ich meinen unverletzten Arm aus, schleuderte meine Magie auf ihn und stieß ihn einen Schritt zurück. Direkt in die wartenden Fänge der Feuerhexe.

Ihr Haar wehte, Locken verdeckten ihr Gesicht, während sie nach dem Jäger griff. Doch nichts konnte den goldenen Schimmer um ihre Iris verbergen oder das Knurren einer Frau, hintergangen von jenen, die sie zu täuschen versucht hatten.

Caym stürzte sich auf den Jäger, der versuchte, ihn wegzuschrecken, und lenkte so den Schwung des Athame ab. Er verschaffte der Hexe etwas Zeit, ihre Hände an beide Seiten des Gesichts des Jägers zu legen. Bei ihrer Berührung hörte er augenblicklich auf, sich zu wehren, war völlig bewegungsunfähig. Sein Mund öffnete sich immer weiter, ehe der lauteste Schrei, den ich je gehört hatte, aus seiner Kehle entkam.

Vor meinen Augen sah ich, wie sein Gesicht ... schmolz. Nicht wegen Hitze oder Feuer, sondern wegen dieser Hexe, deren Magie wellenförmig von ihr abfloss. Ihre Macht ließ seine Haut abblättern, die wie Flüssigkeit tropfte und über ihre Finger lief, bis ich Muskeln, Sehnen und Knochen sah. Und doch hörte sie nicht auf. Nicht, bis sein Gesicht – wenn man es noch so nennen konnte – nicht mehr zu erkennen war. Ein Brei aus Fleisch.

Ekel zog Falten in ihr Gesicht. Es war, als würde ihr klar werden, was sie gerade getan hatte, und sie schob die Leiche hastig von sich. Der tote Jäger schlug mit einem ziemlich befriedigenden, dumpfen Schlag auf den Boden.

»Urgh, verdammter Hautsaft.« Die Hexe schüttelte die Hände aus, um den an ihren Fingern klebenden Schleim loszuwerden.

Ich starrte sie mit offenem Mund an. Das Adrenalin ließ nach und mein Magen drehte sich um. Sie schaute auf, erwiderte meinen Blick und machte mir damit überdeutlich bewusst, wie sehr sich der Ekel in meinem Gesichtsausdruck widerspiegelte. Ich machte mir nicht einmal die Mühe, ihn zu unterdrücken.

»Starrst du mich an, weil du erwartest, dass ich mich bei dir bedanke?«, fragte die Feuerhexe und wischte sich mit dem blutverschmierten Handrücken über die Stirn. Sie bemerkte es nicht, aber es hinterließ einen Streifen aus Haut und Blut. Oder sie bemerkte es doch und es war ihr einfach egal.

Ich stemmte mich vom Boden hoch. Caym kam zu mir, um sich auf meiner Schulter niederzulassen. Meine Nase war gebrochen, und die Wunde an meinem Arm war tiefer, als ich zunächst gedacht hatte. Obwohl ich aus Nächten wie dieser normalerweise mit ein paar Beulen und Schrammen davorkam, gab ich der Hexe und der Ablenkung, die sie verursacht hatte, die Schuld für das Ausmaß der Verletzungen.

»Das war nicht meine Absicht«, sagte ich und zuckte zusammen, als mir ohne das Adrenalin bewusst wurde, wie sehr mein Gesicht eigentlich schmerzte.

»Du siehst nicht besonders gut aus«, sagte sie und musterte mich.

Ich spürte Cayms Anwesenheit in meinem Kopf. Er flehte mich an, zu gehen. Doch wenn ich mich zu schnell bewegen würde, würden meine Beine nachgeben. »Es geht mir auch nicht besonders gut. Das habe ich dir zu verdanken.«

»Ja, jemand sollte sich das ansehen.« Ihr Lächeln war aufrichtig, ebenso wie ihre Besorgnis. Die Freundlichkeit in ihrem Gesicht war nicht zu übersehen, als ihr Lächeln ihre warmen, braunen Augen erreichte und sie zum Leuchten brachte. Sie ließ den Anblick auf sich wirken – die drei Leichen, den Hauch von Verwesung, der in der ohnehin schon giftigen Stadtluft hing. »So hatte ich mir meinen Abend nicht vorgestellt.«

»Ich würde ja sagen, du solltest zu deinen Freunden zurückgehen, aber ...« Mein Blick auf ihr ruiniertes Outfit verriet bereits, was ich sagen wollte. Halloween war noch über einen Monat entfernt – heute Abend blutverschmiert in den Club zu gehen, würde sicherlich Verdacht erregen.

»Das ist egal.« Ihre Hand schoss vor und streckte sich mir zur Begrüßung hin. »Romy.«

»Was?«

Caym krächte auf meiner Schulter, sein blutnasser Schnabel klackerte, aber das hielt ihre Hand nicht zurück.

»Mein Name«, kicherte sie, als wäre das alles nur ein großer Witz. »Ich weiß, wir haben die üblichen Vorstellungsrituale irgendwie übersprungen, aber da wir uns heute Abend gegenseitig den Arsch gerettet haben, finde ich, dass der Austausch von Namen der nächste Schritt ist.«

»Nichts für ungut.« Ich verschränkte die Arme hinter dem Rücken, was den Schmerz in der aufgerissenen Haut meines Arms noch verstärkte. Aber das war immer noch besser, als wenn meine Haut durch die Berührung der Hexe geschmolzen wäre. »Aber deine Hand ist immer noch voller ... Hautsaft?«

»Ha. Stimmt.« Das hielt Romy jedoch nicht davon ab, in die Tasche ihrer Jacke zu greifen und ein Handy herauszuholen. Ehe ich sie auch nur fragen konnte, hielt sie es ans Ohr und sprach. »Walton Street. Ja. Drei Jäger. Tot.« Ihr Blick wanderte zu mir, ihre Lippen bildeten ein weiteres Lächeln. »Nein, ich war nicht allein.« Sie hielt inne, während eine leise Stimme am anderen Ende der Leitung etwas schrie. »Nein, es war kein Mitglied des Zirkels. Ich habe dir gesagt ... Ja, ja, ich kenne die Risiken, aber ich hatte unerwartete Hilfe. Und er braucht einen Heiler.«

Unerwartete Hilfe? Ein Mitglied des Zirkels?

Erst jetzt wurde mir klar, dass das alles geplant gewesen war. Nicht von den Jägern, sondern von Romy. Nun meldete sich eine neue Angst. Das Atmen fiel mir schwer. Diese Hexe war nie die ahnungslose Person gewesen, für die ich sie zunächst gehalten hatte.

Sie war ein Spitzel, ein Köder. Ein Lockvogel, der heute Abend aus genau demselben Grund hier war wie ich.

»Ich frage ihn.« Romys Stimme durchdrang den Nebel in meinem Kopf. Sie senkte das Telefon ein wenig. Nur das höfliche Neigen, um eine Frage zu flüstern. »Ich kenne deinen Namen gar nicht – hey – warte. Wo willst du hin?«

Ich rannte bereits, schnell, aber unbeholfen. Wohin? *Egal wohin, aber ich kann nicht hierbleiben.*

Meine Stiefel schlugen auf die Straße, meine Beine pochten vor neuem Adrenalin. Caym erhob sich in die Luft, nicht neben mir, sondern immer höher, bis seine Anwesenheit nur noch als Kribbeln in meinem Kopf zu spüren war. Ich konnte mich auf nichts anderes konzentrieren, als darauf, dieser Hexe zu entkommen. Es waren nur leichte Verletzungen, oder? Ich könnte die Wunden auf etwas weniger ... Monströses schieben. Aber ich wusste, dass ich weit genug wegmusste, damit Romy und die Leute am anderen Ende der Leitung mich nicht finden konnten.

Ich musste wieder an Mutters letzte Warnung denken, so wie schon unzählige Male seit ihrem Tod.

»Beschütze ihn. Halte meinen Sohn von ihnen fern.«

»Vor allen. Vor unseren Verbündeten und unseren Feinden.«

Feinde waren die Leichen, die ich hinter mir zurückließ. Verbündete waren die Leute, mit denen Romy gerade gesprochen hatte.

Der Zirkel.

Die Wunde an meinem Oberarm war jetzt kaum noch ein Kitzeln, da etwas anderes meine Gedanken beherrschte. Auch meine gebrochene Nase bereitete mir keine Sorgen, als ich mein Tempo steigerte. Cayms Panik und sein Verlangen, mich in seine Schatten zu wickeln, überwältigten mich. Doch irgendetwas hielt ihn davon ab. Ich spürte seine Intuition, die vor etwas Schlimmem warnte.

Ich rannte direkt in dieses *Schlimme* hinein, als ich um die Ecke bog und ihnen direkt in die Arme lief. Sie hätten genauso gut aus Beton sein können. Der Zusammenstoß fühlte sich genauso an.

Hart fiel ich zurück, gerade als ich das Aufblitzen weiß umrandeter, leuchtender Pupillen wahrnahm.

Die Augen eines Geisterhexers.

Die Augen von genau der Person, vor der ich mich seit der Nacht, in der meine Eltern ermordet worden waren, versteckt hatte.

Keine Jäger. Nein. Schlimmer.

»Hallo, Hector Briar. Wir haben dich gesucht.«